

Graf Stürgkh und Dr. Schullje sind, nachdem sie die große überaus praktische politische Prüfung der Coalition bestanden. — Socräten ernannt worden und haben jetzt endlich auch — nach dem — Das Mandat hat seine Schuldbigkeit gethan, es kann gehen — ihre Reichsraths Mandate niedergelegt. Es sind dadurch wieder zwei Socräten Aspiranten Stellen in der Coalition frei geworden, für welche die Concurrenz — vulgo Reichsrathswahl — demnach ausgeschrieben werden wird.

Volkswirtschaftliches.

Vor etlichen Jahren hat der Leiter eines hervorragenden Wiener Bankinstitutes in einer Reihe von Artikeln in der „Neuen Freien Presse“ die Lage jener bedauerndem Capialitäten besprochen, welche meinen, von ihren Zinsen zu leben, während sie in Wirklichkeit ihr Capital aufzehren. Es sind dies die Besitzer verlotterter, aber nicht zur Einlösung präparierter Effecten, denen bekanntlich bei späterer Präsentation die nach der erfolgten Verlosung etwa ausgezahlten Coupons vom Capital abgezogen werden. Die betreffende Einlösungstelle erlangt hiedurch einen unberechtigten Zinsgewinn zum Nachtheile des Gläubigers. In jenen Artikeln wurden verschiedene Vorschläge erörtert, um dieser Rechtswidrigkeit abzuhelfen, die theilweise auch in die Praxis übergegangen ist. Es wurde dort als die primitivste Pflicht kaufmännischer Moral und Billigkeit hingestellt, die Besitzer durch die größtmögliche Publicität von der erfolgten Verlosung ihrer Titres dadurch in Kenntnis zu setzen, daß möglichst häufig Restantlisten ausgegeben werden. Es ist uns in der That keine Privatgesellschaft bekannt, welche diese Pflicht vernachlässigen würde und es scheint, daß es in Oesterreich nur einen Schuldner gibt, für welchen diese Verpflichtung nicht unbedingt gilt, und das ist der „Hüter der öffentlichen Ordnung und Moral“ — der Staat. Vor einigen Wochen fand die reguläre Verlosung der Albrecht-Prioritäten statt; die gegangenen Nummern wurden in verschiedenen Blättern, unter anderem in der „Wiener Zeitung“ und im „Mercur“ bekanntgegeben, Restantlisten jedoch fehlten. Jedermann kann übrigens im Jahrbuch des „Mercur“ nachlesen, daß von diesen Staatsobligationen Restantlisten nicht publiciert werden. Bei Gelegenheit der Verkaufslösung der Albrechtbahn wurden die courfrierenden 5% Prioritäten im Betrage von circa 16 Millionen Gulden in 4% Staatsschuldverschreibungen convertiert. Da diese Conversion, den bestehenden Rechtsverhältnissen entsprechend, nur eine freiwillige sein konnte, wurde, um eine — nebenbei gesagt — unberechtigte Pression auszuüben, officiös erklärt, daß künftighin für die unconvertierten Titres keine Restantliste mehr publiciert werden würde. Troß dieser Drohung blieb beinahe der vierte Theil der Obligationen unconvertiert. Der Staat hat seine Drohung erfüllt, und merkwürdiger Weise auch auf die neuen 4% Titres ausgedehnt. Wahrscheinlich deshalb, damit der Staatsbürger, welcher ja immer geneigt ist, hinter den Entschlüssen der hohen Obrigkeit einen tiefen Grund zu suchen, den wahren Sachverhalt: die einfache Einbeziehung eines wenn auch minimalen Profites auf Kosten des Gläubigers, nicht erkenne.

Kunst und Leben.

Die Premidren der Woche. Paris. Odéon, „At home“ von Louis Legendre. Nouveau Théâtre, „Un ennemi du peuple“ von Henrik Ibsen. Ambigu-Comique, „Les Kuffians de Paris“ von Maurice Maeterlinck. Théâtre des Arts, „Calendal“ von Mistral. Musik von Maréchal. Brüssel. Parc, „le Kuban“ von Georges Feydeau. Théâtre namand, „Roze Kato“ von Nestor de Vidre. Berlin. Kgl. Schauspielhaus, „Die stille Woche“. Deutsches Theater, „Die Katakomben“ von Gustav Davis. Berliner Theater, „Der Compagnon“ von Adolph P'Arronge.

Herr Carl Wallner, der im Deutschen Volkstheater als Willy Janikow debutierte, hat von Berlin und Frankfurt her den Ruf, ein guter Schauspieler zu sein, nicht gerade erster Classe, aber recht verwendbar. Man durfte, wenn schon keine Seele, doch Routine, Geschmac und eine angenehme Haltung erwarten — was man eben so eine utilité nennt. Er ist nicht einmal das. Er kann nicht gehen, seine steifen Beine stocken und das Unvermögen, Consonanten zu sprechen, soll eine schlottrichte und liederliche Rede verhehlen, die sich realistisch geberdet. Die Schauspieler dieser Gattung, die nichts gefalten, sondern ihren Text nur von außen commentieren, haben es bei dem sinnlichen Wiener immer schwer, der schauen, hören, fühlen, nicht den rechnenden Verstand bloß üben will. Wenn ihnen nun gar noch alle Mittel fehlen, zu blenden und zu täuschen, sind sie hier unmöglich. Die Sandra spielte die Adah. Wenn diese große Zauberin an eine Rolle rührt, Ibsen sich tausend heimliche Zungen, Dürres grüht und Worte, die im Schatten dunkelten, leuchten. Sie weiß, indem sie vom Schrine immer gleich in das Wesen taucht, das Einzelne ins Allgemeine, das Besondere ins Ewige, jeden Fall unter seine Gehege zu stellen, und so sehr ist in ihr, was Schiller vom Schauspieler forderte, „die Menschheit zur Zeitigung gekommen“, daß sie in jeder Gestalt stets den ganzen Jammer der Irdischen bringt: sie spielte nicht die Adah bloß, eine hysterische Berlinerin, sondern sie spielte die Tragödie hinter der Adah, die der Dichter kaum streift, die Tragödie der Oysterie, die Tragödie der immer müden, nimmer sattten Nerven, die ungetröftet selzen. Fräulein Bauer war eine verständige Kitta, gegen das Ende hin vortrefflich, anfangs nicht frech, nicht lästern, nicht demi-vierge genug.

H. B.

Es sieht beinahe aus wie eine feine Anspielung, daß knapp vor Weihnachten im Theater an der Wien der „Probekuss“ zum erstenmale gegeben wurde. Denn das Weihnachtsfest ist ein Liebesfest und Liebe und Kuss sind ja nahe miteinander vermandt. In ihrer Weise führen

uns Hugo Wittmann und Jules Maier in das Florenz einer Zeit zurück, die auf dem Theaterzettel „...wanger“ ist. In Wahrheit ist das siebzehnte Jahrhundert gemeint, weil in so weiter Ferne das Unwahrscheinliche sich am leichtesten begibt. Seinen Erfolg verdankt das Stück einer Reihe von Situationen, aus denen humoristische Aunken geschlagen werden. Diese Herzogin von Florenz, die ein Museumier veranstaltet, um den richtigen Prinzen zu erkennen, die Prinzessin Leonore, die von den unzufriedenen Höflichen entführt wird und im Walde den verkleideten Prinzen, der ihr Prädigtam ist, findet, diese namensweise Jose Breneli, die soviel Jungs hat und auch richtig den geschwornen Weiberfeind Hans Pfeiffli zu ihrem Weiberfreund macht, dieser bramabasterende Oberst, der sich so ungelent gegen die Herzogin verschwört und diese alte Hyäne von Hofmarschall, die mit ihrem abschüssigen Lächeln allerlei Doppelzüngigkeiten betreibt, sie alle leben bloß von der allgemeinen Bigigkeit, die in der Luft dieses Librettos liegt. Allen voran an Möglichkeit ist Hans Pfeiffli, der biedere Uhrmacher aus dem Schwarzwald. Er ist die Hauptperson, weil Girardi ihn gibt. Dieser Künstler hat über die Figur des Pfeiffli das Gewebe seiner feinsten Komik gebreitet. Mit seiner großen Kunst, die immer tief ins Menschliche greift, weiß er auch hier tausend Fäden aus der Wirklichkeit auf die Bühne zu leiten. Er ist ein Realist der Erscheinung, der niemals übertreibt, weil das Fundament seiner Darstellung die Wahrheit ist. Es ist ein feiner Zug, daß er dem ersten Acte mit einem rothen Regenkirm die entscheidende Farbe gibt, im zweiten als Prinz einen rothen Mantel trägt, im selben Act mit dem Oberst Rodomonte über ein riesiges rothes Taschentuch hinweg ein sütenreiches Plauerbuch besteht und im dritten Acte dasselbe Taschentuch benützt, um sich daran vom Fenster seines Gefängnisses hinunterzulassen. Roth ist eine erregende Farbe, und was erregt, regt auch an. Und dann ist es complementär zu grün, der Farbe des Lorbeers. Von diesem gebären der Musik sehr viele Blätter. Sie geht neben dem Textbuch mit einem leisen, vornehmen Schritt einher. Millöder scheint beim Componieren seine musikalische Vergangenheit vergessen zu haben, die eine frische, sinnliche ist. In der geistreichen Hofsult der neuen Operette geüht auch eine höfliche Musik, die sich geschickt in ein heimliches Dämmerlicht so kleiden weiß und ihre scharfen Pointen in Spitzenschleim verbirgt. Das unbändige Temperament der Millöder'schen Melodien, die sich mit Behagen vom Rhythmus schleifen ließen, sucht man in der neuen Partitur vergebens. Der Schwerpunkt ihres Wertes liegt in der feinen Ausarbeitung des Details. Ein so zierliches Orchester hat Millöder noch niemals gebracht. Er hat hier ciselirt, wie an einem Nippesgegenstand. Die Ensemblesnummern, z. B. das Terzett im ersten Act u. a. m. sind mit großer Sorgfalt behandelt, die freie Stimmführung, der schöne Chorsatz erzählen von contrapunktischer Gelehrsamkeit, die sich nirgends zum Kunststück verknöchert. Durch sinnreiche Behandlung werden auch unbedeutende Gedanken auf eine freie Höhe gehoben. Ein blühendes Colorit, das von den Holzbläsern viel Farbe bezieht, hat uns bei Millöder überrascht. Er liebt sonst die derben Klangmischungen. So sind namentlich die zahlreichen melodramatischen Stellen durch die geistreiche Orchesterbehandlung von großer Wirkung. Der Anfang des dritten Actes, wo Pfeiffli seinen Brief schreibt und das Orchester seine wechselnden Stimmungen stillernd begleitet, ist ein feines Stück musikalischer Stimmungsmalerei. Der strahlende Solitär des Ganzen ist aber das Liebesduett im dritten Acte: „Einmal ist keinmal!“ Mit seinen charakteristischen Quinten- und Sextenprüngen, die es in Dufft auflösen, schlägt es eine poetische Note an. Fräulein Pohlner (Leonore) und Herr Streitmänn (Prinz Dietrich von der Pfalz) sangen es vortrefflich. Sie sind die heraldischen Thiere im musikalischen Wappen der Operette. Sehr zierlich gab Frau Biedermann die Jose Breneli. Mit ihrer tugeltrunden Putzigkeit erheiterte sie von Anfang bis zu Ende. Auch Frau Fori Stübel (Obersthofmeisterin), Fräulein Stein (Herzogin), Herr Lindau (Graf Pizzi) und Herr Josephi (General-Oberst Rodomonte), der namentlich mit seinem Kriegeslied viel Erfolg hatte, giengen mit echtem Humor durch ihre Scenen. Regie und Ausstattung benahmen sich ganz hoftheatermäßig. Der Beifall hatte zum Schlusse eine sehr hohe Temperatur. Die Zukunft wird zeigen, ob der Erfolg, den der „Probekuss“ gehabt, mehr bedeutet, als einen Probeerfolg. H. A.—1.

Bücher.

Friedrich Meyer von Waldeck: Unter dem russischen Scepter. Aus den Erinnerungen eines deutschen Publicisten. Heidelberg 1894. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Der Verfasser, ein gebürtiger Waldecker, war seit 1852 Redacteur und seit 1859 bis 1880 Pächter und Redacteur der St. Petersburger Zeitung, welche ein Eigenthum der kaiserlichen russischen Akademie der Wissenschaften ist, was noch aus den Zeiten stammt, in denen sich die russischen Akademiker hauptsächlich aus Deutschen rekrutierten. Rechtsbei wirkte er auch als Lehrer der deutschen Sprache an der Petersburger Universität. Man ersieht aus dem Werke nicht, seit wann und wie lange er dieses Amt bekleidete, aber als ein biederer Schulmann offenbart er sich überall in seinen Erinnerungen. Troßdem er lange und in sehr bewegten Zeiten in Rufstand lebte, hat er eigent-